

Bernadottes Entlassung war nur von Sieyès, Barras und Roger-Duclos unterschrieben. Die Namen der beiden anderen Direktoren Gohier und Moulins fehlten. Um vor der Öffentlichkeit zu bekunden, daß sie mit diesem Schritt ihrer Kollegen nicht einverstanden sind, machen sie Bernadotte einen offiziellen Besuch und drücken ihr Bedauern über seinen Rücktritt aus. Aber an der Tatsache ändern diese Kundgebungen nichts mehr.

Bernadotte tut anfangs, als wäre seine Laufbahn abgeschlossen und es bleibe ihm nichts übrig, als nach Amerika zu gehen. In Wirklichkeit aber verläßt er nicht das Weichbild von Paris, sondern wartet ab, welchen Lauf die Dinge nehmen werden.

Einen Monat später weiß er Bescheid: Napoleon ist aus Ägypten zurückgekehrt.

NEUNTES KAPITEL

Der Kampf um die Macht

Als die Kunde von Napoleons Landung in Fréjus sich in Paris verbreitete, soll Bernadotte beantragt haben, das Direktorium müsse den General wegen Fahnenflucht vorm Feind vor ein Kriegsgericht stellen und aburteilen.

Natürlich, der Sieger von Italien war den ehrgeizigen Intriganten im Wege. In seiner Abwesenheit hofften sie das Rennen zu machen, denn der Staat befand sich in einer geradezu verzweifelten Lage; er hätte also jedem, der ihn retten wollte, die Diktatur überlassen.

Nun kam Er plötzlich zurück, nachdem er mit kaum 28000 Mann Ägypten und Syrien erobert hatte. Kam zurück, weil seine Anwesenheit in Europa für die Existenz des Staates wichtiger war, als wenn er im Orient geblieben wäre. Dort

konnte Kleber als sein Nachfolger den Oberbefehl führen und die eroberte Kolonie behaupten. Er selbst mußte Italien zum zweitenmal zurückerobern, denn in seiner Abwesenheit hatten die republikanischen Generale so ziemlich alles verloren, was er einst in wenigen Monaten gewonnen hatte. Sobald Er auf dem Plan erschien, verstummten die Maulhelden, die sich und das Volk mit hochtönenden Phrasen berauschten, aber sofort versagten, wenn sie Taten zeigen sollten. Sie wußten, daß es für ihn kein Hindernis gab, daß das Volk ihm zujubelte und den falschen Propheten den Rücken kehrte. Ihn vors Kriegsgericht stellen und als Deserteur erschießen lassen, das hätte ihnen wohl gepaßt. Aber wer unternahm es, der Katze die Schelle umzuhängen? Keiner wagte die Hand wider ihn zu erheben, denn die Faust des Siegers von den Pyramiden und vom Berg Tabor hätte ihn niedergeschmettert. Auch Bernadotte war jetzt erledigt, wenn er sich nicht irgendwie mit Napoleon verständigte und sich auf die neue Richtung gleichschaltete.

Grollend und enttäuscht stand er abseits. Ihm waren mit Bonapartes Rückkehr seine Felle davongeschwommen.

Aber die Verbindung mit dem Verhaßten war nicht abgebrochen, sondern wurde durch die Vermittlung seiner Frau und seines Schwagers Joseph Bonaparte aufrechterhalten.

Désirée wußte, welchen Einfluß sie auf ihren ungetreuen Freund besaß. Sie selbst war – wenn auch vielleicht nicht in demselben Grade wie ihre Schwester Julie – eine gefühlskalte Frau. Das bißchen jungmädchenhafte Erotik, das sie besaß, hatte sie während ihres romantisch-harmlosen Idylls mit Napoleon in sentimentalen Wunschträumen verausgabt. Ihre Ehe mit Bernadotte war keine Liebesheirat, sondern das Ergebnis einer klugen Berechnung und zugleich eine kleine Rache, die sie an dem Ungetreuen nahm, indem sie seinem Gegner die Hand reichte. Richtig warm geworden ist sie an der Seite ihres Mannes ebensowenig wie Julie mit dem phlegmatischen

Joseph. Aber Männer mit Temperament wären für diese fischblütigen Weiber eine Last gewesen. Julie brachte mit Ach und Krach zwei Mädchen zur Welt, während Désirées Verlangen nach Mutterschaft mit der Geburt eines einzigen Kindes reichlich gestillt war. Bernadotte hat seine Frau, die fünfzehn Jahre jünger war als er, mehr als Freundin denn als Geliebte betrachtet; aus den wenigen Briefen, die uns erhalten geblieben sind, spricht der wohltemperierte Ton eines väterlichen Beschützers, aber niemals der leidenschaftliche Brunstschrei des Mannes. Eine langweilige Ehe, die aber durchaus dem Temperament der beiden Gatten entsprach.

Hat Désirée vielleicht einen Augenblick daran gedacht, Napoleon könnte sich von der ungetreuen Josephine, die ihn in seiner Abwesenheit erneut mit dem Schwerenöter Hippolyte Charles versetzt hatte, trennen, und damit gerechnet, nun doch noch die Seine zu werden? Die Ehe war damals kein Hindernis, man ließ sich unbedenklich scheiden und verheiratete sich aufs neue, wenn man sich von dieser zweiten Verbindung größere Vorteile versprach. Man dachte unter dem Direktorium in solchen Dingen sehr frei, und die leichte Moral der Zeit nahm an nichts Anstoß.

Désirée hätte dabei keinen schlechten Tausch gemacht: an der Seite des Siegers von Ägypten wäre sie die künftige Herrin Frankreichs geworden.

Doch ihre ehrgeizigen Träume zerrannen in nichts. Napoleon konnte Josephines Bitten nicht widerstehen und verzeh der Ungetreuen. Und Madame Bernadotte mußte sich mit der nüchternen Wirklichkeit abfinden.

Sie tat es, indem sie versuchte, Einfluß auf Napoleon zu gewinnen und die feindliche Spannung, die zwischen ihm und ihrem Gatten bestand, auszugleichen.

Während Bernadotte sich nach seiner Absetzung in seinen Schmollwinkel zurückgezogen hatte, hielt sie die Verbindung mit der Familie aufrecht. Im Scherz nannte er sie seine „kleine

Spionin“, ließ sie aber gewähren; offenbar war es ihm nur angenehm, wenn seine Frau ihre versöhnende und vermittelnde Rolle weiterspielte.

Sie tat es mit der schauspielerischen Gewandtheit und der diplomatischen Schlaueit, die jeder Frau angeboren sind. Unter den Generalen, die ihn anlässlich seiner Rückkehr aus Ägypten beglückwünschten und sich ihm zur Verfügung gestellt hatten, fehlte Bernadotte. Ohne ihn als gefährlichen Gegner einzuschätzen, erblickte Napoleon in ihm doch einen Widersacher, der sich seinen Plänen hindernd in den Weg stellen könnte.

Aber schon arbeitete Désirée hinter den Kulissen, um einen Zusammenstoß der beiden Rivalen zu verhindern. Sie freundete sich mit der gutmütigen Josephine an, die sich willig von den Vorschlägen der schlaun Kaufmannstochter einwickeln ließ. Beide Frauen zogen Napoleons Lieblingschwester ins Vertrauen, die anmutige Pauline, die den General Leclerc, den blonden Bonaparte, wie er genannt wurde, geheiratet hatte. Joseph wurde durch ihre Schwester Julie bearbeitet und so der Boden für eine Verständigung mit Bernadotte geebnet.

Dieser ließ sich endlich dazu bewegen, einen Besuch in der ehemaligen Rue Chantierine zu machen, die jetzt zu Ehren des Siegers von Italien in Rue de la Victoire umgetauft wurde. Man begegnete sich mit kühler Höflichkeit, denn keiner traute dem andern. Erst unterhielten sie sich über den Feldzug in Ägypten, dann führte Napoleon seinen Besucher aufs Glattis, indem er mit ihm ein Gespräch über die Lage in Frankreich anfang. Bonaparte vertrat die Ansicht, daß ein Wechsel des Regimes unbedingt erforderlich sei.

Bernadotte widersprach dieser Meinung, weil der geeignete Mann für eine solche Umwälzung fehle. Wer käme denn unter den führenden Militärs in Frage? Etwa Moreau? Ein Mann ohne politischen Ehrgeiz und ohne Charakterstärke. Jourdan? Mit

seinem Namen verbindet sich nur die Erinnerung an Fleurus – aber das ist schon eine alte Sache, die durch neuere Siege längst überholt ist. Augereau? Seine ganze Empfehlung ist der 18. Fructidor. Aber da hat er doch nur als willenloser und brutaler Untergeordneter einer höheren Macht gehandelt. Die kommen also alle nicht in Frage. Wer bleibt noch übrig? Nur er, Bernadotte, der Hüter des öffentlichen Wohls, der Mann, der eben noch die letzten Siege aus der Ferne vorbereitet hat. Er ist der einzige, der sich mit dem Sieger von Italien messen kann, der ihm ebenbürtig ist.

Bonaparte muß sich gewaltsam beherrschen gegenüber dem aufdringlichen Geltungsbedürfnis des ehrgeizigen Bernadotte. Dieser selbst hat genug gehört und gesehen. Gehört, was Bonaparte von der Regierung denkt, gesehen, wie die bekanntesten Generale sich als Hofstaat um den heimgekehrten „Ägypter“ scharen.

Da wittert er Gefahr und läßt Barras durch Saint-Albin warnen.

Aber er läßt sich von Joseph doch wieder in die Rue de la Victoire führen – am Morgen des 18. Brumaire . . . Bonaparte sitzt mit seinem Adjutanten Lemarois und dem General Lefèbvre gerade bei der Arbeit.

„Wie, Sie kommen nicht in Uniform?“ fragt Bonaparte erstaunt, als er Bernadotte in Zivil vor sich sieht.

„Ich bin nicht mehr im Dienst“, erwidert dieser.

„Sie werden es im nächsten Augenblick wieder sein.“

„Das glaube ich nicht.“

Bonaparte ist anderer Meinung. Aber was er Bernadotte jetzt zu sagen hat, brauchen die andern nicht zu hören. Er steht auf, führt den Besucher ins Nebenzimmer.

Hier sind sie ohne Zeugen. Mit den Händen auf dem Rücken geht Bonaparte mit kurzen hastigen Schritten im Zimmer auf und ab.

„Das Direktorium regiert schlecht“, stößt er hervor. „Es

vernichtet die Republik, wenn wir nicht darüber wachen. Der Rat der Alten hat mich zum Kommandanten von Paris, der Nationalgarde und aller Truppen der Division ernannt. Gehen Sie sofort nach Hause und ziehen Sie die Uniform an. Dann kommen Sie zu mir in die Tuileries, wohin ich mich von hier aus begeben.“

Bernadotte weigert sich, diesem Befehl Folge zu leisten.

„Ah, Sie glauben wohl auf Moreau, Macdonald, Beurnonville und andere rechnen zu können?“ lacht Bonaparte höhnisch. „Die werden rascher, als Sie denken, bei mir sein, denn sie sind es schon, sie warten bereits längst in meinem Vorzimmer.“ Und im Handumdrehen zählt er einige dreißig Namen von Mitgliedern des Rates der Alten auf, die Bernadotte für treue Anhänger der Verfassung gehalten hatte. Starr und sprachlos steht er da.

„Sie kennen eben die Menschen nicht“, belehrt ihn Bonaparte. „Sie versprechen viel, halten aber nur wenig.“

Aber noch immer weigert sich Bernadotte, bei der Abschaffung einer Staatsverfassung mitzuwirken, deren Errichtung so viele Menschen mit ihrem Leben bezahlt haben.

„In diesem Falle werden Sie eben so lange hier bleiben, bis ich das Ernennungsdekret vom Rat der Alten erhalten habe“, erklärt Bonaparte entschlossen und stellt sich mit untergeschlagenen Armen vor die Tür.

Der Gedanke, hier wie ein Gefangener eingesperrt zu werden, bringt Bernadottes Blut in Wallung.

„Man kann mich wohl ermorden, aber ich bin nicht der Mann, der sich gegen seinen Willen festhalten läßt“, ruft er und fuchtelt mit seinem Degenstock, den er bei sich hat, Bonaparte vor der Nase herum. So schildert wenigstens Barras diese dramatische Szene in seinen Memoiren. „Ich habe meine ersten Lorbeeren im Dienst der Republik geerntet; ich habe also auch das Recht, meine militärische Ehre gegen jedermann zu verteidigen!“ brüllt er Bonaparte an wie ein Korporal den Rekruten auf dem Kasernenhof.

Da soll Bonaparte – wie der wenig zuverlässige Barras berichtet, der selbst nicht Augenzeuge dieser Szene war, sondern den Vorgang nur aus der Schilderung Bernadottes kannte, der sich natürlich eine heroische Haltung zuschrieb – vor dem wütenden Gaskogner und seinem Brotmesser den Mut verloren und wie Espenlaub gezittert haben. Das klingt wenig wahrscheinlich, denn Bonaparte hätte doch nur die im Vorzimmer anwesenden Generale, die ihm treu ergeben waren, herbeizurufen brauchen, um den rabiaten Jakobiner zu entwaffnen. Er wollte aber jedes Aufsehen vermeiden und Bernadotte für sich gewinnen.

Er redet ihm daher gütlich zu: „Was wollen Sie denn? Sie befinden sich ja in völliger Freiheit, ich habe niemals daran gedacht, Sie festzuhalten. Im Gegenteil, ich achte Sie ebenso wie ich Sie liebe. Sie sind doch immer mein ‚Chouan‘ von der italienischen Armee. Um was ich Sie bitte, General Bernadotte, ist doch nur, daß Sie mir Ihr Ehrenwort geben, nichts gegen mich zu unternehmen.“

„Als Bürger gebe ich mein Ehrenwort, daß ich nichts tun werde.“

„Was meinen Sie damit?“

„Ich werde nicht in die Kasernen gehen, um die Soldaten umzustimmen, auch nicht auf offener Straße die Nationalgarde und das Volk aufhetzen. Wenn aber die Räte und das Direktorium mir befehlen, sie zu verteidigen und mir das Kommando über ihre Garde anvertrauen . . .“

„Oh, davor habe ich nicht die geringste Angst“, unterbrach ihn Bonaparte. „Sie werden Sie nicht anstellen, denn Ihre Freunde fürchten mehr Ihren Ehrgeiz als den meinen. Der meine besteht nur darin, daß ich die Republik retten will. Wenn das geschehen ist, ziehe ich mich mit ein paar Freunden nach Malmaison zurück.“

Nun scheint Bernadotte befriedigt zu sein; er verläßt Bonaparte, ohne daß dieser ihn zurückhält. Aber während er hin-

ausgeht und sein Schwager Joseph ihm folgen will, sagt Napoleon leise zu seinem Bruder: „Begleite ihn.“

Im Hof und auf der Straße muß Bernadotte an einer Menge von Offizieren vorbei, die ungeduldig auf die Befehle Napoleons warten. Sieht er richtig? Ja, es ist so, wie Bonaparte ihm gesagt hatte: da sind Moreau, Beurnonville, Macdonald und die andern, von denen er bestimmt erwartet hatte, daß sie die Verfassung verteidigen würden. „Sie kennen die Menschen noch nicht“, klingen Bonapartes Worte höhnisch in seinen Ohren. „Sie versprechen viel und halten nur wenig.“ Er wirft ihnen im Vorbeigehen einen ernsten Blick voll Verachtung und Empörung zu, doch sie achten nicht darauf, lachen höchstens über den ehrgeizigen Bernadotte, der in seiner Verblendung sich einbildete, er könne das Rad des Schicksals aufhalten und eine Regierung retten, die sich selbst aufgegeben hat. Sie tauschen nicht mit ihm, denn er wird leer ausgehen, während für sie gesorgt ist.

Joseph nimmt seinen Schwager zum Frühstück in seine Wohnung mit. Hier haben sich mehrere Abgeordnete eingefunden, die ebenfalls Napoleons Anhänger sind. Auch sie versichern Bernadotte, Bonaparte wolle weiter nichts als die Freiheit befestigen; dann werde er seine Tage als Philosoph in Malmaison verbringen.

Nach dem Essen verabschiedet sich Bernadotte. Auf der Straße begegnet er der 71. Halbbrigade, seiner alten Truppe. Natürlich hat auch sie sich Napoleon zur Verfügung gestellt. Die Offiziere kennen Bernadotte; sie halten ihn an und wundern sich, daß er sich seinen übrigen Kameraden nicht angeschlossen habe, und fragen ihn, was er über die Lage denke.

„Ich wünsche, daß eure Treue nicht unter den augenblicklichen Ereignissen leiden möge“, gibt er philosophisch zur Antwort.

Treue gegen wen? schütteln die Offiziere die Köpfe. Doch nicht etwa zu diesem System? Zum Direktorium? So denkt

der Stab der 71. Halbbrigade, und so denken auch die Offiziere der übrigen Truppen, die auf den Straßen aufmarschieren und an denen Bernadotte vorüberkommt.

Er begibt sich zu Jourdan, dem letzten, von dem er hofft, er werde sich für die Republik einsetzen. Hier trifft er auch Augereau und den Korsen Saliceti. In stundenlanger Beratung beschließen sie, daß die Kammern am andern Tag zusammenzutreten, Bonaparte in die Acht erklären und Bernadotte den Oberbefehl über die Truppen übertragen sollen.

Saliceti hört alles mit an, dann verabschiedet er sich und begibt sich auf dem kürzesten Weg in die Rue de la Victoire, um seinem Landsmann das ganze Komplott zu verraten. Morgen wollen sie mich stürzen, denkt Bonaparte. Morgen gibt es keinen Rat der Alten und keinen Rat der Fünfhundert mehr. Morgen gibt es nur noch einen Herrn, der zu befehlen hat, und das bin ich.

Es ist der 18. Brumaire, der 9. November nach dem Gregorianischen Kalender. Sie kommen zu spät, die letzten Jakobiner, die jetzt noch die Republik retten wollen. Während sie beisammensitzen und beratschlagen, handelt der andre, den sie stürzen wollen, weil er nicht diesem Phantom eines abgewirtschafteten Systems, sondern ihrem eigenen Ehrgeiz im Wege ist.

In Saint Cloud fällt die Entscheidung. Die Maulhelden des Rates der Fünfhundert, die in der Orangerie des Schlosses tagen, berauschen sich wieder mal an der Phrase. Reden ist das einzige, was sie können, diese Advokaten, die schwarz weiß zu machen verstehen. Heute haben sie einen ganz großen Tag. Sie wollen gegen den Militarismus, gegen die Diktatur Sturm laufen, die ihr Haupt in der Gestalt des soeben von Barras zum Obergeneral ernannten Bonaparte erhebt. Die letzten Jakobiner haben es furchtbar wichtig. Die Zahl der Anhänger Bonapartes in diesen Kreisen ist sehr gering; wenn es auf ihre Entscheidung ankommt, ist er verloren.

Verhältnismäßig ruhig geht es noch im Rat der Alten zu, der

sich im Apollosaal des Schlosses versammelt hat. Die Stimmung ist gemäßigt, und es befinden sich unter den Abgeordneten viele, die Bonaparte freundlich und zum mindesten nicht feindlich gesinnt sind.

Plötzlich öffnet sich die Tür. Umgeben von seinem Bruder Joseph, seinem Sekretär Bourrienne und einigen Offizieren erscheint der General Bonaparte. Der Lärm verstummt; man erwartet, daß er sich rechtfertigen wird.

Napoleon ist kein Redner, der durch oratorische Kniffe die kritiklosen Massen mitzureißen versteht. Er ist der Mann der Tat, der handelt, ohne viele Worte zu machen. Jetzt muß er eine Rede halten – mühsam stößt er unzusammenhängende Sätze hervor. Aphorismen, aber keine kunstvoll aufgebaute, auf den Tonfall abgestimmte Rhetorik.

Immerhin klappt es noch einigermaßen. Die Versammlung hat den General ziemlich ruhig angehört und sich zur Beratung zurückgezogen.

Stürmischer geht es indes im Rat der Fünfhundert zu, der in der Orangerie tagt. Kaum tritt Bonaparte hier ein, den Hut in der einen, die Reitgerte in der andern Hand, gefolgt von vier nur mit Degen bewaffneten Grenadiern des gesetzgebenden Körpers, da bricht das Heulen und Toben los. Nieder mit dem Tyrannen! Nieder mit dem Diktator! gröheln die keifenden und feixenden Jakobiner. Mit geballten Fäusten, mit gezückten Dolchen dringen sie auf ihn ein und suchen ihn mit den „geistigen“ Waffen des Terrors niederzuschlagen. Sie hätten ihn wohl ermordet, wäre das Gedränge nicht zu groß gewesen. Die vier wackeren Grenadiere haben die größte Mühe, ihn vor dem rasenden Advokaten- und Parlamentarier-Janhagel zu schützen. Er versucht zu reden, aber sie brüllen ihn nieder. Es widert den Sieger in hundert Schlachten an, sich mit dieser Meute zügelloser Zivilisten auseinanderzusetzen. Er atmet erst wieder auf, als er dieses Tollhaus verlassen hat und sich bei seinen Soldaten befindet. Drinnen gibt sich der erst vierund-

zwanzigjährige Lucien die größte Mühe, die tobenden und gestikulierenden Abgeordneten zu beschwichtigen. Vergebens sucht er sich mit der Präsidentenglocke Gehör zu verschaffen.

„Nieder mit dem Tyrannen! Erklärt ihn für vogelfrei!“ schallt es durch den Saal.

Bis plötzlich abermals die Tür aufgeht und Grenadiere in den Saal drängen. Draußen wird Generalmarsch geschlagen. Mit umgedrehtem Gewehrkolben stoßen die wackeren Bärenmützen die tobenden Parlamentarier zurück. Schon erschallt der Befehl des Generals Murat: „Schmeißt die ganze Advokatenbande raus!“

Da fällt den Maulhelden von vorhin das Herz in die Hose. Panischer Schrecken packt die Verteidiger der Schieberrepublik. Ein Glück, daß der Saal zu ebener Erde liegt und nicht im dritten Stock! Da kann man wenigstens auf dem kürzesten Weg durch das Fenster entkommen. Schritt für Schritt schieben sich die Grenadiere in den Saal. Sie brauchen keine Gewalt anzuwenden. Die Abgeordneten entledigen sich in aller Hast ihrer bauschigen Roben, die sie an der Flucht hindern könnten, werfen Dolche und Pistolen weg, die sie gegen den General Bonaparte gezückt hatten, und türmen zum Fenster hinaus. Wie um die Wette rennen sie durch den Park, flüchten in den angrenzenden Wald, um ihr kostbares Leben der Republik zu erhalten, die in dieser Stunde bereits nicht mehr besteht.

Das war der Staatsstreich des 18. Brumaire, der endlich mit der Mißwirtschaft aufräumte, die seit einem Jahrzehnt am Mark des französischen Volkes zehrte.

Eine Frage liegt nahe: Wo blieb der Mann, der die Republik bis zum letzten Atemzug verteidigen wollte? Warum suchte Bernadotte nicht zu handeln und den Staatsstreich seines Rivalen zu verhindern?

Waren auch die meisten Generale auf der Seite des Siegers von Italien und Ägypten, so besaß der ehemalige Kriegsminister

doch auch noch Freunde und Anhänger im Heer, die sich auf seinen Ruf ihm angeschlossen hätten.

Warum setzte er sich nicht an die Spitze seiner alten Truppe, der 71. Halbbrigade, die ihm gewiß mit Begeisterung gefolgt wäre?

Bernadotte blieb während des 18. Brumaire und an den folgenden Tagen einfach unsichtbar. In Zivilkleidung, halb verummt, das gelockte Haar im Stil der Zeit als „Hundeohren“ über die Ohren gekämmt, zog er sich mit seiner Frau aufs Land zurück, zu seinem Freund Sarazin, der ein Landhaus vor den Toren der Hauptstadt besaß.

Er lebte in beständiger Furcht, verhaftet und vor ein Kriegsgericht gestellt zu werden. Diese Angst war begreiflich, wenn auch unbegründet. Am 11. November, also zwei Tage später, erließ der inzwischen zum Kriegsminister ernannte General Berthier ein Dekret, das alle Mitglieder des Rates der Fünfhundert, die am 18. Brumaire Bernadotte den Oberbefehl über die Pariser Garnison geben wollten, mit Verbannung bestrafte.

Aber Bernadotte konnte unbesorgt sein. Der Erste Konsul war zu klug, um persönliche Rache an denen zu nehmen, die seine Feinde waren und die ihm im entscheidenden Augenblick ein Bein stellen wollten. Jetzt, nachdem die Anschläge dieser Mißgesinnten nicht einmal zur Ausführung gekommen waren, Vergeltung zu üben, schien ihm kleinlich und unklug. Frühere Regierungen hatten das zur Genüge getan und dadurch dem Geist der Zersplitterung und der Spaltung Frankreichs in feindliche, einander bekämpfende Lager nur Vorschub geleistet. Diese Fehler seiner Vorgänger wollte er nicht nachahmen, sondern vermeiden.

Er kannte keine Parteien mehr, sondern nur noch Franzosen. Sein Streben ging dahin, alle Stände und Klassen miteinander zu versöhnen, alle Meinungsverschiedenheiten, alle politischen Richtungen auszugleichen, um aus diesem Zusammenschluß

aller bisher divergierenden Kräfte die große Komponente der französischen Volksgemeinschaft zu schaffen. Dieses System der Verschmelzung, der Absorption, wie er es mit einem Begriff aus der Physik bezeichnete, verlieh erst allen Staatsbürgern die Gleichheit vor dem Gesetz.

Wer sich ihm für Frankreich verpflichtete und ihm ehrliche Mitarbeit zur Verfügung stellte, wurde ohne Vorbehalt mit offenen Armen aufgenommen. Napoleon fragte nicht: Was hat der Mann früher getan, welcher Partei hat er angehört, sondern: Was kann er? Ausschlaggebend für ihn war nur das letzte. Zu seinen vertrautesten Ratgebern, mit denen er den Staat von Grund aus neu baut, gehören ebenso ehemalige Jakobiner, die für den Tod des Königs gestimmt haben, wie aus der Verbannung zurückgekehrte und aus den Kerkern befreite Royalisten, die gleich leidenschaftlich, wie jene die Monarchie bekämpft, sich für deren Wiederherstellung eingesetzt haben.

Auch Bernadotte wird in diesem Kreise nicht fehlen. Sein Schwager Joseph wie seine Frau Désirée übernehmen die Vermittlung. Der korsische Familiensinn trug viel dazu bei, die Versöhnung mit Bernadotte zu beschleunigen. Für Napoleon war es einfach undenkbar, daß sein Schwager zweiten Grades auf die Dauer sein Feind bleiben könnte.

In der ersten, am 10. Januar 1800 veröffentlichten Liste der neuernannten Staatsräte fehlt zwar noch Bernadottes Namen. Doch vierzehn Tage später zieht er bereits in den Staatsrat ein und wird der Abteilung Krieg zugeteilt, an der Seite eines Brune und Marmont.

Napoleon hatte ihm das Kommando in Italien zgedacht; doch Bernadotte lehnte ab und erbat sich dafür den Oberbefehl über die Westarmee, die in der Bretagne zusammengezogen wurde. Hier unterstanden ihm 40000 Mann, und er blieb in Frankreich, in der Nähe von Paris.

Daß es in den nächsten Monaten erneut zum Krieg kommen werde, war damals schon feststehende Tatsache. Während Na-

poleons Abwesenheit in Ägypten hatte das Direktorium Italien verloren, dessen Rückeroberung jetzt die Aufgabe des Ersten Konsuls war. Bereits am 12. März wurde der Kriegsminister Berthier zum Generalstabschef der für Italien bestimmten Armee ernannt, am 18. Bernadotte zum Obergeneral der Westarmee. In der Nacht zum 6. Mai brach Napoleon nach Italien auf, tags darauf reiste Bernadotte nach Rennes, wo sich das Hauptquartier des ihm unterstellten Heeres befand. „Sie müssen bedenken“, schrieb ihm Napoleon vor seiner Abreise, „daß ich nicht mehr so Krieg führen werde wie früher. Als Staatsoberhaupt muß die Zukunft unserer großen Nation meine erste Sorge sein. Ich kann jetzt fallen. Dann sind Sie an der Spitze von 40000 Mann fast vor den Toren von Paris. In Ihrer Hand liegt also das Schicksal der Republik.“

Solches Vertrauen schenkte Napoleon dem Mann, den er als seinen heimlichen Gegner betrachten mußte.

Die Aufgabe, die Bernadotte zu erfüllen hatte, setzte einen tüchtigen Feldherrn voraus. Ihm unterstanden die 12., 13., 14. und 20. Militärdivision, die über die Departements Côtes du Nord, Morbihan, Finisterre, Loire Inférieure und Ille et Vilaine verteilt waren. Diese Gegend, die alte Landschaft Bretagne, war seit Jahren der Schauplatz blutiger Bürgerkriege. Hier hatte die Monarchie, nachdem sie im übrigen Frankreich längst beseitigt war, noch immer ihre letzte Zufluchtsstätte und ihre treuesten Anhänger, die unerschütterlich zu dem König und seinem Haus standen. Hier spielten sich die verzweifelten Kämpfe des royalistischen Adels und der ebenso königstreuen Bauern gegen die Heere der Republik ab, hier waren mit englischer Hilfe Emigranten gelandet worden.

Napoleon hatte die Befriedung dieses Aufstandsgebietes in die Hand genommen. Seine Absicht war, sich mit den Führern der Royalisten persönlich in Verbindung zu setzen und auch sie für seinen Staat zu gewinnen. Der Ausbruch des Krieges mit Österreich zwang ihn, diese Pläne vorläufig zurückzustellen.

Bernadottes Hauptaufgabe bestand darin, eine Landung der Engländer an der Küste der Bretagne zu verhindern. Mit einem solchen Unternehmen mußte man rechnen: Die Engländer würden versuchen, an der französischen Küste festen Fuß zu fassen und eine royalistische Erhebung herbeizuführen, während Bonaparte in Italien beschäftigt war. Gelang ihnen das, so würden sie gewiß die Unterstützung der Bevölkerung finden.

Anfang Juni 1800 unternahm die englische Flotte einen Angriff auf die französische Küste. Doch Bernadotte war auf der Hut, und es gelang ihm, einen Landungsversuch, den die Engländer bei Quiberon unternommen hatten, rechtzeitig abzuwehren und die bereits gelandeten Truppen zur Rückkehr auf die Schiffe zu zwingen. Ein Aufstandsversuch der Chouans wurde aufgedeckt und ebenfalls unterdrückt.

Größere Flotteneinheiten wurden von der englischen Heeresleitung übrigens nicht eingesetzt, und nach der Abwehr der Landungsversuche im Juni unternahmen die Briten keinen neuen Angriff mehr.

Im Oktober war die Lage bereits so weit geklärt, daß Bernadotte mit Napoleons Erlaubnis nach Paris zurückkehren durfte und von dort aus den Oberbefehl über seine Armee führen konnte. Wieder einmal war Désirée ihrem ehemaligen Verlobten in den Ohren gelegen und hatte ihm in beredten Worten geklagt, daß sie das Leben in der Provinzstadt Rennes im Winter nicht aushalten könne. Im Sommer war es noch einigermaßen erträglich gewesen, aber im Winter würde sie dort sterben – bekanntlich kann auch heute noch keine Pariserin außerhalb der Ville lumière leben. Natürlich gab Napoleon nach.

Das Verhältnis zwischen Bernadotte und seinem glücklichen Rivalen hatte sich im Laufe der letzten Monate erheblich gebessert. Napoleons Briefe schlossen wieder mit der Formel „Gruß und Freundschaft“. Der Sieger von Marengo schien sich mit seinem Gegner vom 18. Brumaire völlig ausgesöhnt zu haben. Und als am 9. Oktober anläßlich des Jahrestages der

Landung Napoleons in Fréjus Cambacérès ein offizielles Fest gab, fehlten unter den Gästen auch nicht der General Bernadotte und seine Gattin.

Am 22. Oktober nahm er im Gefolge des Ersten Konsuls an einer Parade teil. Er trat in diesen Monaten überhaupt häufig in der Gesellschaft Napoleons vor die Öffentlichkeit, zu häufig nur, um nicht Verdacht zu erregen.

Stand er nicht in Verbindung mit den Korsen Ceracchi und Arena, die ihren Landsmann beim Betreten der Oper erdolchen wollten? Ceracchi war Bildhauer, und als die Polizei seine Papiere beschlagnahmte, fand sie darunter auch eine Empfangsbestätigung über 1200 Franken, die er vom General Bernadotte erhalten hatte. Wofür? Das war immerhin verdächtig. Konnte Bernadotte nicht den Anschlag finanziert haben? Doch Fouché begnügte sich mit der ehrenwörtlichen Versicherung des Generals, dieser Betrag stelle die Bezahlung einer Büste dar, die Ceracchi für ihn angefertigt habe.

Was wäre geschehen, wenn der Mordanschlag der beiden Korsen gelungen oder am 24. Dezember die Höllenmaschine ein paar Sekunden später explodiert wäre?

Napoleon hatte, als er nach Italien aufbrach, Bernadotte gewissermaßen zu seinem Nachfolger bestimmt, falls ihm im Felde etwas zustoßen sollte. Jedenfalls war er auch Fouchés Kandidat für den Posten des Ersten Konsuls. Nicht Moreau, sondern Bernadotte hätte das Rennen gemacht: „Er würde wie Antonius dem gerührten Volk das blutige Gewand Cäsars gezeigt haben“, will Frau von Staël, die alles andere als eine Freundin Napoleons war, aus dessen eigenem Munde gehört haben.

Anlaß zum Intrigieren lag ja in reichem Maße vor.

So wurde die Wiederherstellung des christlichen Glaubens in den Kreisen der Militärs weniger beifällig aufgenommen als von den breiten Massen des Volkes. Viele Generale, und zwar nicht die schlechtesten, waren Freigeister aus der Schule Voltaires und wünschten nicht, daß Frankreich wieder die Domäne der

Priester und des Papstes würde. Diesen alten Zustand wiederherzustellen, war auch nicht Napoleons Plan; er brauchte die Religion als moralisches Erziehungsmittel für das Volk, denn wie er sich ausdrückte, hält die Furcht vor Bestrafung im Jenseits die Menschen häufig vor Begehung von Verbrechen in diesem Leben zurück. Die Geistlichkeit stand nicht gerade in bester Erinnerung; man hatte nicht vergessen, daß die hohen Kirchenfürsten – es gab in Frankreich vor der Revolution nicht weniger als 23 Erz- und 153 Bistümer – das Land reichlich ausgepowert hatten, und ebenso unvergessen waren die vielen Fälle von rücksichtsloser Intoleranz gegen Andersgläubige. Eine Zeitlang dachte Napoleon allen Ernstes daran, den Protestantismus an Stelle des römischen Bekenntnisses in Frankreich einzuführen, als er empört über die Forderungen der päpstlichen Unterhändler, die die Kirche zum Staat im Staate machen wollten, mit dem Abbruch der Verhandlungen mit der Kurie drohte.

Nun wurde man in Rom doch nachgiebiger, um die Sache nicht auf die Spitze zu treiben. Engländer, mit denen Napoleon anlässlich der Friedensverhandlungen in Amiens auch über die Wiederherstellung des Christentums sprach, warnten den Ersten Konsul: „Solange Sie Rom anerkennen, wird Rom Sie beherrschen, die Priester werden über Sie entscheiden, der Wille derselben wird den Ihren beeinflussen.“ In ähnlichem Sinne machte ihm der Staatsrat Thibaudeau Vorhaltungen.

Aber schließlich siegte doch die jesuitische Dialektik des Kardinals Consalvi, und das Konkordat mit der Kurie kam zustande. Napoleon hat damit sein Todesurteil unterzeichnet, denn Rom hat sich zuerst gegen ihn erhoben und seinen Sturz herbeigeführt. Es waren also nicht seine schlechtesten Freunde, die seine Kirchenpolitik bekämpften. Als am 18. April 1802 zu Ehren des Friedens von Amiens und des Abschlusses des Konkordats in Notre Dame, dem ehemaligen Tempel der nur allzu irdischen „Göttin der Vernunft“ und des „höchsten Wesens“

Robespierres, der erste offizielle Festgottesdienst abgehalten wurde, mußten daran auch die in Paris anwesenden Generale teilnehmen. Für die feisten Prälaten standen Stühle bereit, während die Offiziere stehen mußten. Sie halfen sich aber, indem sie unter Massenas Führung einen Sturmangriff auf die würdigen Abbés unternahmen und diese einfach von ihren Stühlen vertrieben, um sich ihrer zu bemächtigen.

Ein besonders heftiger Gegner des Bündnisses zwischen Frankreich und den überstaatlichen Mächten war General Delmas, der dem Ersten Konsul unerschrocken ins Gesicht sagte: „Nun fehlt weiter nichts, als daß Sie uns Rosenkränze statt der Portepees geben, und Frankreich mag dann sehen, wie es sich über den Verlust einer Million Menschen tröstet, die es vergeblich geopfert hat, um diese Narretei loszuwerden, die Sie wiederherstellen.“

Delmas gehörte neben Lecourbe, Donnadieu und Fournier-Sarlovèze zu dem Kreis freidenkender Generale, die am Tage vor dem ersten Gottesdienst zusammenkamen, um einen Anschlag gegen den Ersten Konsul zu beraten. An dieser Sitzung nahm auch Bernadotte teil, und er war noch der Gemäßigteste unter ihnen. Während seine Kameraden Napoleon das Schicksal Cäsars bereiten wollten, verwarf Bernadotte jeden Mord und sprach sich nur für eine Aufhebung und Entführung des Ersten Konsuls aus.

So schützte er Napoleon vor dem Dolch des Brutus, und da die übrigen Verschworenen sich nicht einigen konnten, kam man zu keinem festen Entschluß. Tags darauf wurden, da Fouché in allen Kreisen der Gesellschaft seine Spitzel hatte, verschiedene Teilnehmer dieser geheimen Sitzung verhaftet. Sie kamen mit dem schlichten Abschied davon und wurden erst 1813, als Not an Mann war, wiederingestellt. Auch Bernadotte hätte das gleiche Schicksal ereilt, hätten sich nicht Joseph und Désirée für ihn eingesetzt. Ihren Bemühungen gelang es, daß Bernadotte nur Befehl erhielt, Paris zu verlassen

und sich nach Rennes, dem Sitz seines Hauptquartiers, zu begeben. Ein Glück für die gute Désirée, daß es auf den Sommer zugeht und sie nicht einen Winter in der Provinz verbringen mußte.

Die Tage in der Bretagne waren indes gezählt, denn bereits am 21. Mai 1802 befahl Napoleon die Auflösung der Westarmee, die infolge des Friedensschlusses mit England überflüssig geworden war.

Diesen Umstand benützten verschiedene republikanisch gesinnte Offiziere, um eine Verschwörung gegen das Konsulat anzuzetteln. In anonymen Flugschriften, die in der Armee Verbreitung fanden, wurde Napoleon des Verrates an der republikanischen Sache beschuldigt, da er die Emigranten und die Priester begünstigte. Das Konkordat galt als Hauptbeweis für die Schuld Bonapartes.

An der Spitze dieser Verschwörung standen Bernadottes Generalstabschef Simon, Oberst Pinoteau und Major Fourcart. Bernadotte, der selbst nicht aktiv hervortrat, wußte indes zum mindesten Bescheid um Zweck und Ziel des Pronunciamentos, das ihn an die Spitze des Staates bringen sollte.

Bevor die Verschworenen aber etwas unternehmen konnten, ließ Fouché, der durch den Präfekten von Rennes über den Putsch genau unterrichtet war, die Hauptbeteiligten festnehmen.

Bernadotte, der zwar nicht genannt war, war durch die Papiere der Verhafteten doch sehr stark bloßgestellt. Während die übrigen Hauptschuldigen in das für Santo Domingo bestimmte Expeditionskorps eingereiht wurden, konnte er dank seiner verwandtschaftlichen Beziehungen abermals den Kopf aus der Schlinge ziehen. Lucien und Joseph, und nicht zuletzt Désirée lagen dem Ersten Konsul so lange in den Ohren, bis dieser abermals die Augen zudrückte. Natürlich wurde er seines Armeekommandos enthoben, aber man tat dies in einer wenig verletzenden Form, indem es hieß, er habe sich zu einer Kur nach Plombières begeben.

Der Zorn des Ersten Konsuls erschöpfte sich in Worten. „Wenn dieser verdammte südländische Dickkopf fortfährt, die Maßnahmen meiner Regierung zu bekämpfen, werde ich ihn noch erschießen lassen“, wettelte er.

„Soll ich ihm das ausrichten?“ fragte Joseph.

„Nein. Aber als sein Freund kannst du ihm raten, in Zukunft verständiger zu sein.“

Anfangs zeigte sich Napoleon jedoch unerbittlich und wollte von einer Versöhnung nichts wissen. Selbst Josephines Tränen konnten ihn nicht rühren.

General Rapp, der damals Adjutant des Ersten Konsuls war, erzählt darüber in seinen Memoiren: „Bernadotte war in Ungnade gefallen, und er verdiente es. Ich traf ihn in Plombières, wohin er mit seiner Gattin und seinem Söhnchen gehen durfte. Ich schätzte ihn wegen seiner Umgänglichkeit und seines guten Herzens. Ich sah ihn häufig; er klagte mir sein Leid und bat mich, ich möchte doch bei Napoleon etwas für ihn tun; er habe ja nie aufgehört, ihn zu bewundern und wäre jedenfalls von jemand angeschwärzt worden. Ich erfuhr bei meiner Rückkehr, daß seine Freunde, sein Schwager, seine Gemahlin sich vergeblich bei Napoleon verwandt hatten: Napoleon wollte nichts mehr von ihm wissen und war infolge der Fürsprache nur noch ärgerlicher auf ihn geworden.“

Rapp wagte es trotzdem, selbst auf die Gefahr hin, vom Ersten Konsul angeschnauzt zu werden. Alle, die er darum befragte, rieten ihm dringend ab. Rapp ließ sich nicht beirren, denn er wollte sein Versprechen halten, das er Bernadotte gegeben hatte. Er traf Napoleon, als dieser gerade ausreiten wollte: „Ich sagte ihm, ich hätte Bernadotte in Plombières gesehen; es ginge ihm sehr nahe, daß er in Ungnade gefallen wäre. ‚Bernadotte versichert‘, bemerkte ich, ‚daß er nie aufgehört habe, Ihnen in Liebe ergeben zu sein.‘“

„Sprich mir nicht mehr von dem Kerl, er hat verdient, erschossen zu werden.“

Er gab seinem Pferd die Sporen und sprengte davon. Bei Murat fand ich Joseph und seine Frau; ich teilte ihnen mit, daß auch ich einen Mißerfolg zu verzeichnen hätte. Bernadotte erfuhr davon; er war mir stets dankbar für meine Vermittlung.“

Zu Sémonville soll sich Napoleon mit tränenerstickter Stimme folgendermaßen über Bernadotte geäußert haben: „Warum soll ich diesen Menschen nicht als den allerelendesten Bösewicht ansehen? Da, lesen Sie. Seit einem Monat hatten wir uns einander wieder genähert. Durch Josephs Vermittlung hatte er sich mir förmlich zu Füßen geworfen. Ich habe fast 400 000 Franken für ihn bezahlt, um ihn aus einer üblen Börsenaffäre zu retten. Er hat mir alles anvertraut; ich habe ihm dafür gedankt, indem ich ihm schrieb, seine Bitte sei für mich ein Beweis seiner Freundschaft und zugleich das Ende seiner Umtriebe gegen mich. Hier haben Sie die Kopie meines Briefes und zugleich die Beweise für seine neuerliche Verschwörung in der Bretagne . . . Er ist ein Schauspieler in der Römertoga, der dem Zufall ein paar schöne Verse über Freiheit, Ehre und Ruhm verdankt, und der alle Neigungen eines Theaterhelden besitzt; davon wird er sich nie freimachen können . . .“

Schließlich ließ sich Napoleon aber doch erweichen und verzieh Bernadotte. Im Juli 1802 bot er ihm den Oberbefehl über die französischen Streitkräfte in Louisiana an. Mit Frau und Kind reiste Bernadotte sofort nach La Rochelle. Schon befand sich sein Gepäck an Bord eines Amerikafahrers, als ein Gegenbefehl aus Paris eintraf: Bernadotte mußte wieder an Land, um zu warten, bis eine Fregatte ihn über den Ozean trage. Das Schiff liegt aber noch im Dock und bedarf einer gründlichen Ausbesserung, bevor es die weite Reise antreten kann.

Monate vergehen darüber. Inzwischen erfährt Bernadotte, daß der Erste Konsul bereits seit geraumer Zeit mit den Vereinigten Staaten wegen des Verkaufes dieser französischen Besitzung in Nordamerika verhandelt. Kanada hatten die Franzosen schon früher an die Engländer verloren. Wie lange wird

man Louisiana noch halten können? Bis zum nächsten Krieg mit England, der trotz des eben erst geschlossenen Friedens bereits in greifbare Nähe gerückt ist. Besser also, man tritt diese Kolonie, die im Ernstfall doch nicht zu verteidigen ist, an die Vereinigten Staaten ab, die man dadurch als Bundesgenossen gegen England gewinnt und die mit der Erwerbung Louisianas den Landweg zum Stillen Ozean freibekommen. An dessen Küsten in Kalifornien sitzen zwar die Spanier – aber wie lange noch? Das kann nur eine Frage von wenigen Jahren sein.

Was soll er, Bernadotte, unter diesen Umständen noch länger in Brest? Désirée wird schon ungeduldig. Wollte man ihn nur unter einem Vorwand aus Paris entfernen und kaltstellen?

Er fragt wegen seiner weiteren Verwendung in Paris an. Antwort: Bernadotte soll selbst nach Washington fahren, um die Verkaufsverhandlungen zum Abschluß zu bringen und dann als französischer Gesandter bei den Vereinigten Staaten drüben zu bleiben.

Also wollen sie ihn in Paris doch los sein. Er paßt nicht zu ihnen, weil er selbst handeln, selbst Geschichte machen will. Doch neben Napoleon ist kein Platz; er gleicht dem Gott des alten Bundes, der keine anderen Götter neben sich duldet.

Während Bernadotte in La Rochelle sitzt und auf Reiseorder nach Amerika wartet, treffen zwei Botschaften ein, die seine Mission hinfällig und überflüssig machen. Napoleon hat Louisiana an die Vereinigten Staaten verkauft, und am 16. Mai 1803 erklärt England an Frankreich den Krieg. Jetzt hat es keinen Zweck mehr, einen Gesandten über den Atlantik zu schicken, denn die meerbeherrschende britische Flotte würde das Schiff kapern und den Ambassadeur als gute Prise aufbringen.

Bernadotte sieht selbst ein, daß seine diplomatischen Chancen zu Ende sind. Ihm ist es jedenfalls lieber, daß es so gekommen ist. Denn nachdem es jetzt wieder Krieg gibt, kann man wohl

auch den Obergeneral Bernadotte gebrauchen. Und er bringt sich Napoleon etwas aufdringlich in empfehlende Erinnerung: „Ich ersehe aus dem ‚Moniteur‘, daß England den Krieg erklärt hat. Ich stelle meine Dienste und meinen Degen der Regierung zur Verfügung und reise nach Paris.“ Er weiß: Wenn er nicht gleich selbst kommt, wird ihn Napoleon kaum holen. Denn in Paris wird man ihn nicht gern sehen. Wird er aufs neue intrigieren, sich den Unzufriedenen mit dem großen Geltungsbedürfnis anschließen? Man weiß, in welchen Kreisen er verkehrt: in den Salons der Fronde. Man sieht ihn bei Frau von Staël, der ehrgeizigen Tochter des letzten bourbonischen Finanzministers Necker, die erst den Sieger von Arcole in brünstigen Briefen anhimmelte, dann aber, als er ihr Angebot, seine Egeria zu werden, dankend ablehnte, seine erbittertste Feindin wurde; man sieht ihn bei Julie Récamier, der Schönheitskönigin des Konsulats und Freundin der Staël. Bei beiden Frauen verkehren Royalisten, die „Ewig-Vorgestrigen“, die dem Ersten Konsul nicht verzeihen können, daß er nicht aus freien Stücken dem legitimen König Platz macht, der selbst keinen Finger für die Rückgewinnung seines Thrones gerührt hat. Sein Schwager Joseph, der unpolitische Schöngest, hat ihn in diese Kreise eingeführt. Nicht weit von dessen Landsitz Mortefontaine liegt Ermanonville, wo Rousseaus Gebeine ruhen.

Da ist ferner Moreau, ehemaliger Obergeneral des Direktoriums außer Diensten, aber noch umstrahlt vom Nimbus seines Sieges bei Hohenlinden, dem Gegenstück zu Marengo. Moreau bewohnt das Schloß Grosbois, das er aus dem Zusammenbruch Barras' gekauft hat. Auch hier ist ein Treffpunkt der Meckerer und Verschwörer. Moreau ist jungverheiratet; seine Frau, die jetzt zweiundzwanzigjährige Tochter des Generalintendanten Hulot, ist eine Kreolin aus Ile de France, also eine Landsmännin jener Josephine Tascher de la Pagerie, die als Witwe Beauharnais den General Bonaparte geheiratet hat und jetzt die erste Dame des Landes ist. Frau Moreau ist we-

niger ehrgeizig als ihre Mutter. In der *Ménage Moreau* hat sie die Hosen an. Der General tut, was die resolute Schwiegermama angibt. Sie war schuld, daß Moreau die Hand der Stieftochter Napoleons und der Karoline Bonaparte, die dann Murat heiratete, zurückgewiesen hat, obwohl der Erste Konsul den erfolgreichen und beliebten General gern für seine Familienpolitik gewonnen hätte. Daß er die Hulot seiner eigenen Schwester und Stieftochter vorgezogen hat, das war eine Beleidigung, die Napoleon dem General Moreau nie verziehen hat. Und wenn sie sich fortan verfeindeten und Gegner wurden, so geht das alles auf Konto des Ehrgeizes der Madame Hulot, die um jeden Preis ihrer Tochter den Platz erobern wollte, den jetzt Josephine einnahm.

Moreau war seiner Gesinnung nach Republikaner, aber mit ihnen zum Ziel zu gelangen, war von vornherein aussichtslos, denn die wenigen Republikaner, die es damals noch gab, konnte man an den Fingern abzählen. Größer war der Anhängerkreis der Royalisten, da ihnen nicht nur ein großer Teil der besitzenden und gebildeten Kreise angehörte, sondern auch das monarchische Ausland hinter ihnen stand. Der Wiederausbruch des Krieges mit England belebte mit britischem Geld aufs neue die royalistische Propaganda. Die Chouans, die alten Mitkämpfer der Larochejacquelin und Lescure, witterten Morgenluft. Gerüchte von Attentatsversuchen auf den Ersten Konsul waren im Umlauf. Dank Fouchés tadellos arbeitendem Spitzelsystem wußte man in Malmaison gewöhnlich vierundzwanzig Stunden vorher Bescheid und konnte die Verschwörer rechtzeitig in flagranti abfassen.

Mit dem Geld des Grafen von Artois wurde ein Anschlag auf Napoleon vorbereitet. Der Vendéer Georges Cadoudal hatte den nötigen Nervus rerum aus London mitgebracht. Seine Mitwisser waren General Pichegru, der ehemalige Mathematiklehrer der Militärschule von Brienne, der Republikaner Moreau und ein Dutzend royalistischer Frondeure. So sehr die Inter-

essen und Ziele der einzelnen Verschwörer auch auseinander gingen, in einem Punkte waren sich alle einig: Der Erste Konsul mußte fallen. Dann würde sich ja zeigen, welche Richtung die meisten Anhänger fände.

Im Salon der Madame Récamier hatte Bernadotte Zusammenkünfte mit Moreau, den er in den Anschauungen der Hülots bestärkte und zu gemeinsamer Aktion überreden wollte. Er besuchte ihn in Grosbois, er traf ihn mit Mathieu de Montmorency erneut bei der Récamier. Das Gespräch drehte sich immer um einen Punkt: um die Offensive gegen Napoleon. Bernadotte bot Moreau seine Hilfe an; sie wollten die Politik fortsetzen, die sie vor dem 18. Brumaire schon getrieben hatten. Moreau, der sich noch unschlüssig war, suchte ihn durch den Hinweis auf die von Bonapartes Ehrgeiz bedrohte Freiheit mit fortzureißen: „Sie wagen nicht die Sache der Freiheit in die Hand zu nehmen! Bonaparte, sagen Sie, würde sich nicht trauen sie anzugreifen. Gut, Bonaparte wird sich der Freiheit ebenso bemächtigen wie Ihrer. Sie wird zugrunde gehen und Sie selbst werden von ihrem Sturz getroffen werden, ohne gekämpft zu haben.“

Und doch wagte Moreau nicht die Fahne der Republik zu entfalten. Sich an die Spitze der Jakobiner zu stellen, schien ihm zu gewagt. Er zog es vor, den Royalisten als Trabant zu folgen.

Auf ein solches unsicheres Kompromiß ging der vorsichtige Bernadotte nicht ein. Er wollte nicht nach der Pfeife anderer tanzen, sondern selbständig handeln. Désirée scheint, wenn man Napoleons Äußerungen Glauben schenken kann, den Anschlag Moreaus in den Tuileries ausgeplaudert zu haben. Es hätte dieser Denunziation indes gar nicht bedurft, denn der Erste Konsul war schon vorher genau im Bilde. Für Geld konnte man jedes Geheimnis erfahren, und Fouché ließ die Franken fleißig rollen.

Der Putsch flog auf, bevor es noch zum Losschlagen kam.

Cadoudal wurde hingerichtet, Pichegru beging Selbstmord im Gefängnis, Moreau wurde glimpflich genug zur Verbannung nach Amerika verurteilt, die Napoleon ihm dadurch erleichterte, daß er ihm Grosbois und sein Stadthaus abkaufte. Bernadotte blieb unbehelligt, da er sich auch diesmal nicht zu weit eingelassen hatte.

Andere hatten sich bloßgestellt, ihm konnte man nichts nachweisen. Daß er mit den Verschwörern gesellschaftlich verkehrt hatte, reichte nicht aus, um ihm den Prozeß zu machen, was Napoleon außerdem gar nicht wollte.

„Man muß seine Eigenheiten übersehen“, meinte er nachsichtig, zahlte ihm das Ruhegehalt eines Obergenerals und empfing ihn höflich und gemessen in den Tuileries.

Zunächst blieb Bernadotte ohne Beschäftigung. Joseph und Désirée hatten ihm wohl beigebracht, daß er als Frondeur sich nur die Ungnade seines mächtigen Rivalen zuziehen könne, und wie die sich auswirkte, das zeigte ihm ja der Fall Moreau.

Als arbeitsloser General von vierzig Jahren ohne Ziel und Zweck in Paris herumzubummeln, war nicht nach seinem Geschmack. Die Zukunft lag noch vor ihm. Und sie zeigte sich ihm in hellen Farben, wenn er den Andeutungen der Karten Glauben schenken wollte.

In den ersten Januartagen des Jahres 1804 hatte ihn sein Adjutant Oberst Gérard zu einer sage femme geführt, die sich der Kundschaft der guten Gesellschaft erfreute. Wie man sich heute das Horoskop stellen läßt, befragte man damals die Karten. Sie logen ebensowenig wie die Sterne. In den Tuileries ging Frau Lenormand, die berühmteste Kartenlegerin ihrer Zeit, ein und aus, und Josephine las außerdem selbst fast täglich im Gebetbuch des Teufels.

Gérard stellte seinen Chef als Kaufmann vor, aber die weise Frau sah in den Karten, daß er General und sogar mit dem Ersten Konsul verwandt war. Und dann sagte sie ihm allerlei Angenehmes, das sich aus der Reihenfolge der Kartenbilder

ergab: daß er ein berühmter Feldherr würde und seine Tage als König eines fernen Reiches beschließen werde . . . Bernadotte lachte über das Orakel, aber es beruhigte ihn doch, daß ihm die Frau gute Dinge in Aussicht gestellt hatte.

Es lag nur an der Zukunft, dies alles eintreffen zu lassen. Das neue Jahr 1804 brachte wichtige Ereignisse, die der Geschichte Frankreichs ein neues Gesicht gaben. Am 21. März wurde der in Ettenheim in Baden verhaftete Herzog von Enghien in Vincennes erschossen. Wenige Jahre vorher hatte der Kriegsminister Bernadotte demselben Prinzen, als dieser sich in Paris aufhielt, achtundvierzig Stunden Frist gegeben, um Frankreich zu verlassen – jetzt ließ ihn der Erste Konsul auf neutralem Boden, außerhalb des französischen Hoheitsgebietes, einfach ausheben und erschießen, weil der Prinz im Verdacht stand, das Haupt einer gegen das Leben Napoleons gerichteten Verschwörung zu sein. Noch auf Sankt Helena hat der verbannte Kaiser die Schuld am Tode des Bourbonen auf sich genommen, obwohl sie eigentlich Talleyrand und vor allem das Kriegsgericht trifft, das die Hinrichtung beschleunigt hatte, statt den Ersten Konsul vom Ergebnis der Verhandlung zu unterrichten und ihm den Brief zukommen zu lassen, den der unglückliche Prinz an ihn geschrieben hatte. Man befürchtete, Napoleon könnte sich in irgendeiner Form mit den Bourbonen verständigen. Das sollte verhindert werden, und deshalb mußte Blut als unüberbrückbare Schranke zwischen den beiden Familien stehen. Der Herzog von Enghien, der letzte Sproß des Hauses Condé, war das Opfer dieser Intrigen.

Sein gewaltsamer Tod rief in Paris größte Bestürzung hervor und entfremdete Napoleon viele Sympathien. Während Joseph Bonaparte alles aufbot, um den Prinzen zu retten, verhielt sein Schwager Bernadotte sich vollkommen teilnahmslos und billigte das Urteil des Kriegsgerichtes von Vincennes.

Und als wenige Monate nach dem Fall Enghien der Senat den Ersten Konsul bat, den Kaisertitel anzunehmen und

Frankreich wieder eine in seinem Hause erbliche Monarchie zu schenken, da gehörte auch der ehemalige Jakobiner Bernadotte zu den vielen seiner Farbe, die mit der Zeit gingen.

Am 6. Mai 1804 wurde dem Ersten Konsul eine Adresse vorgelegt, die ihn zur Annahme der Kaiserkrone aufforderte. Das Schriftstück gipfelte in den byzantinischen Sätzen: „... Aber unter welcher Benennung auch Europa das Oberhaupt des glänzendsten Reiches der Welt kennenlernen mag, der Mann wird stets größer sein als sein Titel. Der Name Bonaparte wird der Nachwelt mehr sagen als alle öffentliche Bewunderung. Er wird dem 19. Jahrhundert aufgeprägt werden... Alles deutet darauf hin, daß man das Jahrhundert Bonapartes anführen muß, wenn man künftig die höchste Ruhmesstufe des französischen Reiches bezeichnen will.“ Diese Kundgebung trug die Unterschriften der in Paris anwesenden Generale, Offiziere, Beamten, Unteroffiziere und Soldaten der Armee.

Als Napoleon die Namen der Generale überflog, stieß er gleich an dritter Stelle auf einen, dem man seiner bisherigen Einstellung nach hier eigentlich nicht zu begegnen erwartete: da hatte gleich hinter Napoleons Schwager Murat und Massena, dem Sieger von Rivoli und Zürich, als Dritter im Bunde ein gewisser Jean Baptiste Bernadotte in schwungvoll verschnörkelten Zügen seine Unterschrift hingestellt.

Aber dem gleichen Autogramm begegnen wir auch am Schlusse eines Briefes, der um diese Zeit an den ehemaligen Präsidenten des Rates der Fünfhundert am denkwürdigen 18. Brumaire, den wegen seiner Heirat mit der wenig hoffähigen Witwe Alexandrine Joubert in Ungnade gefallenen Lucien Bonaparte, geschrieben wurde.

Da sehen wir, wie schwer es Bernadotte geworden ist, seinen hochstrebenden Zielen zu entsagen und sich künftig dem Willen des Mannes unterzuordnen, den er früher selber aus dem Sattel heben wollte: „Jetzt wird es keine Ehre mehr geben als bei, mit, durch und leider auch für Napoleon, da das sou-

veräne Volk sich einen Kaiser nach seinem Geschmack wählt, gewiß in der Absicht, daß dieser ihm den Frieden geben soll. Wie der aussehen wird, werden Sie ja sehen. ‚Vorwärts! Es lebe der Kaiser!‘ wird es von nun an heißen. Das klingt schneidiger als ‚die Republik‘.“

Diese Republik, der Bernadottes Träume und Wünsche galten, war indes ein Phantasiegebilde, ein Ideal, das niemals verwirklicht wurde.

Und doch ist dieser schönen Theorie das Kaiserreich Napoleons viel näher gekommen als die vorausgegangenen Regierungssysteme, die statt Adler und Krone Likatorenbündel, phrygische Mütze und sonstige allegorische Embleme im Wapen führten.

Das Kaiserreich erst stellt die Verkörperung der reinen Ideale dar, die sich bei dem moralischen Zusammenbruch der Republik als lebensfähig erwiesen hatten und von dem großen Bändiger der anarchischen Hydra und dem Ordner des Chaos hinübergerettet wurden in eine neue Welt, die er aus den Trümmern der alten schaffen wollte.

Hier war Platz für alle, die guten Willens waren. Und unter ihnen durfte auch Bernadotte nicht fehlen.

ZEHNTES KAPITEL

Marschall des Kaiserreichs

Das Kaiserreich, das die Pforten des Marstempels für immer schließen und Frankreich und der Welt ein Zeitalter ungetrübten Friedens bringen wollte, wurde eine ununterbrochene Kette von Kriegen, die erst ihren Abschluß fanden, als der „Northumberland“ seine Anker lichtete und Kurs auf die einsame Felseninsel Sankt Helena nahm.